



Die Heimat



Beilage zum General-Anzeiger für die gesamte Neumark

3. Blatt

Landsberg (Warthe) 1931

III, 2

Meer, Mond, Mephisto im Leben und Dichtung Woldemar Münbergers *)

Eine Solitarestudie von H. Bluth

Als ich in meinen jungen Jahren noch Lehrer war und einen kleinen ABC-Schägen — er ruht längst auf Meeresgründe — in der Geheimnisse des Alphabets einzuführen hatte, suchte ich ihm den Unterschied zwischen dem m und dem n dadurch begreiflich zu machen, daß ich ihm sagte, das m habe drei Grundstriche, da müsse man stärker brümmen, als bei dem n mit seinen nur zwei Grundstrichen. Da machte das kleine feine Meer, in aufstehender, knifflischen Verästelung, die prädicte Bemerkung: „Das sind drei Löwen, die brümmen so sehr!“

In der vorliegenden kleinen Betrachtung sind es nicht nur drei, sondern dreimal drei Grundstriche, die uns knifflig beschäftigen müßen. Drei Hauptwörter, alle drei mit einem M beginnend. Die bilden einen Grundton oder richtiger: Grundtonfall in Leben und Dichtung unseres großen Landsberger Dichters Woldemar Münbergers (M. Solitaire). Meer, Mond, Mephisto, immer wieder ist es das eine oder das andere oder alle drei miteinander, gewaltsam den Falt hämmern in dem Nihilismus seiner oft so schwermetallvollen und doch so unendlich flanghellen Melodien.

Das Meer!

Unter allen Naturgegebenen ist kein anderes, das so oft und so liebevoll von Solitaire beschrieben wäre, als das Meer, das rauchende, brausende, das fluragende Meer, das in den Wunden des geheimnisvollen schimmernden, das tausend angestrichelte Rästel in seinem Schoße bergende, das unzergründliche, unermessliche, unendliche Meer. Wir finden bei Solitaire dem weitgereisten, der die Även und den Ägypten, die Berge und Schichten des Himalayas, Äthiopiens, Palästinas zu Fuß durchwandert hat, kaum ein einziges Mal eine Gebirgslandschaft wirklich eindrucksvoll beschrieben; in seltsamen Seebildern ist er unerschöpflich. Wohl die Hälfte seiner Erzählungen trägt sich am Meere oder auf dem Meere zu; ein gutes Teil seiner Gedichte atmet Meeresluft; von Meeresrauschen umbrandet und durchwogt ist seine größte Dichtung, der „Solepous Faust“. Das Meer hat

*) Wir empfehlen bei dieser Gelegenheit erneut das unlangst in unserem Verlage erscheinende, durch viele Buchhandlung und auch direkt beim Verlag zu bezugende Buchlein desselben Verfassers: Woldemar Münbergers, ein großer im Reiche der deutschen Dichtung. Preis 1,20 Mm. bei vorrätiger Zulegung.

Ann. der Schriftl.

es unserem Dichter angetan, zieht ihn immer wieder in seinen Bannkreis zurück, das Meer und immer wieder das Meer. Jenen „unseligen Moribunden“, an „Superegalität“ zu Grunde gegangenen „Königlichen“, welchem Solitaire, wie auch Adolf Stern (in Solitaire, 1885) mit Recht hervorhebt, zweifellos Jäger seines eigenen Weisens verliehen hat, läßt er in 5. Gesänge des Jullus „Welchen Himmel und Erde“ (Bilder der Nacht), seine Empfindungen in folgende Worte fassen: „Und fort trägt's mich zum wilden Ocean, Da wuchst mit noch mein Trauttes auf der Erde.“

Oft floß ich, wenn des Lebens scharfer Zahn Miß sich zermalmt mit glittiger Gebeide, Zu dir hinaus, und manche lichte Nacht hab' einsam, in an deinen Strand verbracht. Und seltsam, wohl hab' ich hinaus geschickt In deine eich unermessnen Fernen, Wie wenn mein Stern mit deinen andern Sternern Aus deinem Schoße kam' emporgedrückt. Mir so viel Reizung nahm dich meiner an, Mir so viel Trau' bei dankbar, Ocean, Daß diesen Brand in meinen inneren Sinnen Und daß mein Herz als deine Wog' zerrinnen!

In den „Reisepantomimen als As-Moll“ finden wir folgendes Selbstbekenntnis: „Ich und der Ocean! Wissen die Götter, in welchen hunderbaren, mythenreichen Beziehungen wir zueinander stehen! Als ich noch ein Knabe war, als ich noch kaum eine Ahnung haben konnte von einer rollenden Brandung, von einem zerschäumenden Wogenrausch, da ging schon all mein Dichten und Denken nach ihm“ (Charitinnen S. 181). Und ein andermal (Erzähler Herz und fremde Woge S. 38): „ich, der ich in wahrhaft exzessiver Liebe und Neigung für den Ocean schwärme, für seinen Wogenbruch und seine Brandung, seine Flut und seine Unflut, seine Glühwörter und seine Widersprüche der himmlischen Welten (Welten?) der irdischen.“

Gleich das erste Gedicht in den „Bildern der Nacht“, der „Wanderer von Schwinniger“ (von Jacobus Storm in sein Gedichtbuch deutscher Dichtung aufgenommen), sollte wie S. einmal sagt (Zwischen Lipp und Respekt S. 2), „ein Ding sein, aus oceanischer Anschauung geboren, wie die Äußer aus der romantischen Jugendzeit“. Des Meeres, dieses und des Meeresrauschs, wie die weiße Woge aus dem sich überflutenden, sich kräuselnden und quirlenden Wogenrausch, wie der schwarze Bismarck aus dem freilebenden Re-

bel, der unabweislich hindampft über die wogende See“. Die tanzenden, wirbelnden Wogen, die „Söhne der bringenden Flut“, die „Töchter des Baters Ocean“, über die blickten sie sich formlich zu persönlichen Gestalten, in denen das Phantasie, der Dichter Wesensverwandte seiner eigenen Phantasie geistig wiedererlebte.

Wir auch, wir kennen die Sehnsucht, wir auch, wir wissen zu fühlen. Uns auch, du Brauer, du Älter, uns auch sollst du einmal tiefes, in der Seele verlangende Gut ...

So trägt S. sein Empfinden hinein in die Natur, die ihm nirgendso gewaltiger und dem eigenen Willen veränderbar erscheint als in dem unruhigsten wogenden Meere, das fast jegliche Wirkend in demselben Wechselwirkung verwandte Erschütterungen in seinem Innern auslöst.

Die düsteren Jäger sind, der Naturanlage unseres Dichters entsprechend, bei diesem wechselfeligen Leben und Nehmen überwiegen. Immerhin fehlt es an solchen Seelstürzungen nicht ganz, die auch für das ruhige, gleichmäßige Atmen der leichtbewegten See Veränderungen bezeugen.

Brandung war hier nicht; die Wogen wälzten sich in langen dicken Schreien zur Küste ... (Faust S. 36) oder:

es ruht der, helle Widerchein Auf fahlen, längelichten Wellen, Die kräuseln an dem Wellenrand zer-schellen (ebd. S. 126).

Alle Register des gewaltigen Drachwerkes Meer weiß S. mit Weiserheit zu handhaben. Stolz, kraftvoll, gediegen, das Bild eines unerschöpflichen Schöpfers aus majestätischem Meere wogebend, wie Äußer aus jeder Zeile seine eigene Erfahrung des weitgerissenen Mannes, lebt das „Lieb der Woge“ also an:

Woh! flamm! und strahlt das ind'le Meer In Purpur-Morgenrothengluth, Postale träufeln milch und lind die sanft geschwellte Äußer! Die hohen Risse von Bourbon, sie frönt die die Palm, die Wellen aus jeder Zeile. Ein hohes Schiff hat gebreicht an Horizontes blaues Saum.

Dann das Gedicht des armen Matrosen — eines Woldemar Münbergers —, der hier sein Seemannsgrab findet. Vom Schluß liegt der ewige Ocean, dem in die Tiefe Verfluchten, das Wogenlieb, dem Wogenfänger:

... Was wohl, Bilot, in Ewigkeit! Merkur
Lob macht noch manche Fähr,
Nicht mehr dich, noch die leere Haupt des
Seemanns von der guten Welt!
Träum' ruhig deinen Loesträum, des Him-
mels Aug' blüht überall,
Es leuchtet dir, du armes Kind, auch in des
Bourbon Wogenhüpfal.

Man beachte: wie so andersartig der
Rhythmus, bei gleichbleibendem Versmaß! Zu
Anfang des Gedichtes Dreivierteltakt, lebhaft,
machvoll, am Schluß Dreivierteltakt, ganz ge-
drungen, ganz andächtig, vollständig am Klang-
wirkung, Kraft der Reimführung, die Form-
gebung ist dem Versfall, dieser Reim, in
diesem Genre der Dichtung wenigstens, zu
denken nicht möglich.

Zu beachten ist auch, daß diese so feinen
Metreschwankungen nicht eigentlich als Selbst-
zweck, sondern fast immer als eine die Gesam-
stimmung begleitende Melodie ins entgegen-
st. geht, wie wir schon sahen, immer dar-
auf aus, mit seinem Geiste die Natur zu durch-
dringen, die nur schwindend aus sich zu fin-
den und dichterische Gesetze aus ihnen
durchzukt. Wo er, wie etwa in den „Unben-
ten“ (Charitinnen S. 50) das Meer als
solches, das Meer um seiner selbst willen —
natürlich dichterisch aufgeführt — zu schäubern
versucht, da ist er nicht mehr wirklich
im Einbruch des Geschehens, Geschehnisses, Ge-
schraubten, was in Solitaires Dichtungen ge-
schehen, in seinen Prosafikationen — leider —
sehr viel häufiger der Fall ist. Wir möchten
von den „Unbenen“ sagen: Der Ratur
Ocean, nebst seinen Früchten — Dichtern —
er merkt die Ablicht und — er wird verstimmt.
Nur dort, wo die Natur als Spiegelbild der
Einstellung behandelt wird — und das
ist freilich bei Solitaire nicht — wird der
Dichter die volle Höhe auch auf dem Gebiete
der Naturdarstellung.

ist hier notwendiger Parallelismus zwi-
schen Natur und Seelenstimmung, wie er deson-
ders in „Solitaire“ eine gewisse, eine
markantesten Merkmale entgegentritt, nicht
vielleicht gar zu gekünstelt, von der Lebenswirk-
lichkeit sich entfernend? Wir meinen: Nein!
Denn der Dichter lebt ja in einer idealen Welt,
die tauschendsten, die tauschendsten, die tauschendsten
— hier sind sie überwinden, dürfen und sol-
ten überwinden sein. So entspricht es unserer
eigenen Erfahrung. Wer von uns, den pro-
fessionellen Altgriechen, hätte es nicht schon
einmal als einen tiefsten Widerspruch emp-
funden, wenn er eine mit recht forschend-
meritem Gemüt in einen lachenden Frühling-
morgen oder, nachdem er gerade auf irgend
einem Lebensgebiete ein „atohes Bos gewon-
nen“, in dieser riesenden Regen hineintritt?
Für den Dichter ist es ein Vorzeichen der
Forme zur rechten Zeit sich einstellen: daß
sein gutes Recht, das darf auch unter S. für
sich beanspruchen.

Ein ähnliches Parallelsystem auch bei der
Schreibung der „Mond“ und unter allen Vor-
erscheinungen, nach dem Meer und seinem
Kampfe, dem Sturm, bei S. wohl die
größte Rolle spielt. Wieder ist es die äußere,
physikalische Grundstimmung des Dichters,
die auch in diesem Werk hervorgeht. In Sol-
fester selten erscheint bei S. der „Gute
Mond“ als der sanftere, der Friedebring-
er, der „Gefahrenfreund“, wie bei der Mehrzahl
deser Dichter. Wie das Meer für S. ein
Bild ist seiner eigenen Unruhe, der Unruhe
von dem Sturm der Leidenschaft durchwunden
Seele, für den Mond ein Bild stiller Resig-
nation, innerlichen Erhabenheit, das Mond-
gestalt fast, klar, von Wasser umhüllt, nur
einmal in S. seinen Scherz, aufsteigend.
Die sanfteren, freundlichen Mächte stellen nicht
ganz, unter Dichter müßte ja sonst gerade
„aus der Welt geschlagen“ sein. Sie stellen aber
auch da sich ein, wo sich etwas wie ein ver-
schönerter Scherz, eine Dichtung, eine
seiner Dichtung breitet. So im „Solitaire
Fest“, ehe ihm die hehre Offenbarung der
Manto zuteil wird:

Wie ich nun drüben fern der Mond entzündet,
So erleucht in dem tiefen Meer die Nacht.
Beginnt er so: wie oft hat ich geschickt
Empor zu dir, o du allströmenden Riß!

Wie manche Nacht hab' still und unverrät
Gelacht in in dein Riß! Wie oft hat ich
In dir, in dir, Nacht! dir schlägt das Herz im
Büßen.

Das sprichst auf der Jungs trägt der Raa,
Und soll Entzünden sich! ich eben Schien.
Und läßt mich verwandt den hehren Wägen ...
Oder, bei Beschreibung des Klosters, in
dem Faust — beinahe — Rettung gefunden
hätt.

... Da dunkle Wollen um das Mondbild
schwammen,
Da in dem Schein des Klosters Fenster
glühten,
Und der's Wägen eines Buchs voll
Wägen,
Das für die Nacht in erster Anbacht
Trieben
Mit goldner Schritt der fromme Mond ge-
schrieben ...

Aber solche feinen freundlichen Bilder
sind die Ausnahme. Viel häufiger erscheint der
Mond als kalt, hart, klar, trockener, to-
derfand, denn er nimmt ja an dem Ge-
scheh des Dichters und seiner Geschehnisse teil!

Der Mond, der volle, seltsam aufgereg-
te (Faust II, 129) ...
Der Mond „ersinkt in voller klut'ger Stut
(ebd. S. 129) ...

„Ergrünungen bei Mondenschein“ nennt S.
die letzte von ihm herausgegebene Novellen-
sammlung (1865), gleichsam die reifste Frucht
seiner Lebensführung barbiert. „Des Wons
des Rißes Geistes“, so heißt es in „il voll
ausgebadeter, unausbarbar hoher Melan-
cholie.“ Er sieht die dunkle Welt da unten
und ihre bühnen Wäde wie mit mitdräumern
und stillbewegtem Auge.“ (S. 43.) Er
sieht so moos und frant aus, so nahe und der-
sch, der rassist Wanderer: es ist ihm
Anstis zu lesen, als verdrösse es in, heute
zu verdammt zu sein, raktos, raktos und ohne
Erde zu wollen durch die Innerlichkeit.“
(Trotz der Wäde ist die Stellung, die S. zur Na-
tur einnimmt. Sofern man unter Natur die
Gesamtheit des Erschaffenen versteht,
erkenn der Dichter in der wendensverwandte
Welt, die sich selbst als die höchste, die
neigung zur Natur, wie sie etwa der Genau
oder Söberkeit ins bezeugt. Daß bei unserem
Dichter, „ein Drümmen läßt talnieder wolle
als war er von Tränen schmer“, (Bilder d.
S. 9), daß er aus dem Vornehm des Ge-
scheds herausdrückt nur „ein Bild der Rige über
seines Schicksals Gang“ (S. 6, 2. 160),
hat, als Spiegel der eigenen Seelenstimmung,
dichterisch betrachtet genau dieselbe Bedeutung,
als wenn bei anderen Dichtern der Nach als
munterer Wanderer oder der Rogenlage als
süßes Schummerlicht figurirt. Die Natur ist
bei S. eine belebte, eine mitfühlende Natur;
in „Diana Diaphana“ (S. 17.) heißt es von
dem „Selbst dieses Romans, in welchem die
Welt, die sich selbst als die höchste, die
neigung in solcher Nacht blüht, wie er meinte,
von der selbst, von der Finsternis, von der gan-
zen Natur, ja, von den Raben, die um die
... Räumen“. Freilich, nicht ungeachtet, nicht
als Beschäftigung selbst entgegen. „Wie un-
erschaffen sie gern mit ihm zu teilen will.“ Man
wird an das Apollonier erinnert, daß „alle
Kreatur schneht sich mit uns und ängstet sich
noch immerdar.“ (Röm. 8, 22.)

Ganz anders steht dort, wo es sich um die Na-
tur als schaffendes Prinzip, als zeugende Macht
handelt. Hier tritt sie uns als bähre, unheim-
liche, unheimlich-angere Größe, mit nader, un-
verhüllter Grausamkeit, ja, selbst als Verdräng-
nis, als Verdrängnis selbst entgegen. „Wie un-
erschaffen sie gern mit ihm zu teilen will.“ Man
wird an das Apollonier erinnert, daß „alle
Kreatur schneht sich mit uns und ängstet sich
noch immerdar.“ (Röm. 8, 22.)

Ganz anders steht dort, wo es sich um die Na-
tur als schaffendes Prinzip, als zeugende Macht
handelt. Hier tritt sie uns als bähre, unheim-
liche, unheimlich-angere Größe, mit nader, un-
verhüllter Grausamkeit, ja, selbst als Verdräng-
nis, als Verdrängnis selbst entgegen. „Wie un-
erschaffen sie gern mit ihm zu teilen will.“ Man
wird an das Apollonier erinnert, daß „alle
Kreatur schneht sich mit uns und ängstet sich
noch immerdar.“ (Röm. 8, 22.)

taure viel zu tief veranlagt, um einem bloßen
Materialismus zu verfallen oder mit einem
Glauben an die verhängnisvollen Naturgesetze
sich aufzuheben zu geben. Er findet erste, freud-
volle Worte für „eine verhängnisvolle Gegenwart,
die den unerschöpflichen Gott leugnet um den her-
lichen Genuß!“, ... „Die dem Himmel entzogen,
um ihre Ansprüche auf die Materie der Erde
den Trügerischen begeben zu lassen.“ (S. 2.
2. 148) So werden wir, einerseits, eine welt-
anschauliche Begründung hier überhaupt in
Frage kommt, nicht selbigen in der Annahme,
daß die tatsächliche eine dämonische Macht ist, die
in diesen Novellen ihren Spuk und ihre Spiel-
treib.

Nicht nur im Jos. Faust ist Mephisto
Herr und Geleiter, auch in den Prosafikationen
Solitaires muß etwas Ähnliches festgestellt
werden, wenn auch hier statt Mephisto Schil-
fals gesagt wird. „Das Schicksal geschmiedet
ganz und scheint vor allem die Wäde zu lie-
ben, die aus scheinbar ganz klarem Himmel
niederzuträfen.“ (Trauter Verb. v. S. 207).
Der Großmann Willner, der Verbreiter Jo-
hannes, der Föcher Verleihen, der Bauer
Bettel, die in „Solitaire“ ...
Da sie gerade dann erist, wenn sie sich dem
Ziele langgehegter Wünsche am nächsten fühlen.
Die Gottheit wird keineswegs gedeutet, kann
selbst eine „gute Gottheit“ genannt werden;
aber ihr Machtbereich scheint auf ein be-
stimmtes Jenseits zu beschränken, das S. mitunter
sehr bestimmt und freudig erhoffen läßt und
doch anderwärts wieder in Frage stellt. S.
gleich dem Manne, der drängen vor der Kir-
che und nicht er bewundert den Bau mit
seinem jenseitigen Verhältnis; das Christliche
— im Jos. Faust natürlich im katbolischen Zeit-
geiste — trägt würdige, sumptuöse Säge;
die Verbreitergefallen der Novellen sind moderner,
ehrenreifer, moderner. In „Solitaire“ ...
unter verdrängt ihm der gräßlichen Ver-
stand — oder ist es die Erinnerung an m-
der lüthiges Vergangenes? — und so erhaucht
er nicht das Unendliche, vernimmt nicht, pro-
phetisch, geschehen, geschehen, geschehen ...
Das ist ihm nicht positiv christlich geant,
und wir werden, so hofft der Verfasser, so
sehr wir den Dichter bewundern, den Zweifel
und Gräber mit aller Entschiedenheit ab-
weisen, zumal in der Zeit, in der wir
seiner seelenverwandten Standpunkt des Bodenlos
zu versinken droht. Und doch, wie aus der Re-
gung in der Verleumter die schimmernde Verle-
so sind gerade aus Solitaires „Verleum-
heiten“ gerade unvergleichlicher Schönheit er-
weisen. Ein Dämon Sturm, ein Friedrich
Hebel, Menzel, Stern, Gottschall u. a. m.
haben sie zu schägen genost; möchten auch in
unserer Sturmgerissenheit Gegenwärt viele sich
an ihrem Glanz erfreuen!

Merz, Mond, Mephisto, die ge-
ben sich ein, die Dichtung in einem bähren
Nachgelange (Faust S. 120), welcher bereits an
anderer Stelle wiederbegeben wurde. (Es
tröbt der Mond von d. S. 68 f.).

Statt dessen hier zum Schluß ein lüthiges,
freundliches Bild, ein Dämonverleumter Mär-
chen, das sich selbst als die höchste, die
neigung, uns zeigend, wie vor dem Palä-
stium eines „geantlichen und verhängnis-
vollen“ selbst Mephistos Macht, und sei es
nur momentan, zurückweisen muß.

Und wie es's sagt, aus Werdensende bricht
das Morgenrot in schäblichen Strahlenlicht:
Aus farb'ger Maa, der goldne Tag erleucht
Und seinem Bild sich eine Insel zeigt,
Die, in der nächst'n Fern verborgen,
Dem Meer enttaucht am lüthigen Wogen.
Wie ein Dämon Sturm, ein Friedrich
Hebel, Menzel, Stern, Gottschall u. a. m.
haben sie zu schägen genost; möchten auch in
unserer Sturmgerissenheit Gegenwärt viele sich
an ihrem Glanz erfreuen!

apbellieren. Die gesamte Obrigkeit in den Städten, Flecken und auf dem Lande war angehalten, dieses Edikt genau zu beobachten, zu publicisieren und zu affigieren, d. h. durch öffentliche gedruckte Maueranschläge bekanntzugeben. Die höchst eigenhändige Unterschrift des Königs sowie dessen Siegel sollten diesem Edikt bevorzugen Nachdruck verleihen, das ein Beispiel ist für die sittliche Beurteilung der Zeit vor 200 Jahren.

Schriftleitung: B. D a b m s.

Leiten christlicher oder moralischer No-
todenkmal aus der Menge ästhetisch-sittlicher Auf-
fassung und verständnis als eine ihrer Beglei-
tereignissen und Folgen das erschreckende An-
nehmen der Zahl der Freitode. Auch in die
letzten Jahren wies die Statistik nach dieser
Einstufung einen steilen Anstieg auf. In den
Jahren einnahm, geht aus einem „Gift wegen
Vertrauen des Selbstmordes vom 22. Januar
1791“ hervor, das vor dem Freitod warnt und
ihn moralisch schwer bestraft. Die Verordnung
des Reichskriegsrates vom 10. März 1786 ist
ähnlich ausgerichtet gewesen, daß, obwohl alle Wässi-
chen und Wellischen Rechte den Selbstmord
schon verboten, dieses unmensliche Vater-
dennoch (ungeachtet unserer sehr ebenfalls
christlich ergangenen Verfügungen) seit einem
viel mehr als hundert Jahren nicht nur geübt,
sondern auch begangen worden sei. Die Strafe
eines solchen abscheulichen Verbrechens
führende erste Mitschuldigen, durch den
Druck überhaupt bekannt machen zu lassen, da-
mit mit jeder Christ und Christenbewohner
bekannt wird, daß es nicht nur ein verwerfliches,
sondern auch ein gesetzlich verbotenes Verbrechen
Entsprechend der Verordnung sollte, jeder Achtung
auf die Seinen und die Angehörigen“, zu
allen Zeiten haben und „vergleichen strafbare
Sünde und Schande zu verhalten sich angelegen-
lich sein lassen.“ Es wurde dabei noch be-
merkt, daß, wenn der Töter sich selbst ge-
walttätig, was das Leben nimmt, unterdieses,
es möge der Selbstmord aus freier Will-
für oder aus angehen oder vorgeschrieben
Schmerz geschehen sein, vom Schänder ober-
Diktat; anderen zu delto ganz gleich zu werden.
Eine Ausnahme war nur das gestattete, wo durch
Unglücksfälle das Leben verlorzt wurde. Bei
Zweifelsfällen war an die Gerichtslogien zu

[illegible]